

Tagungsbericht

LITERATURGESCHICHTE UND KULTURWISSENSCHAFT

Multilateraler DissertantInnen-, Workshop‘ des ›Gemischten Komitees Österreich-Ungarn‹ der Österreichischen und der Ungarischen Akademie der Wissenschaften. Budapest, Nationalbibliothek, 11.–13. September 2003.

Wissenschaftlicher Austausch zwischen politisch, ökonomisch und kulturell verschieden geprägten Staaten wirkt anders als bloß einseitiger Import oder Export. Vor allem dann, wenn der Diskussionscharakter so programmatisch ist wie in den ‚Workshops‘, welche das ›Komitee Österreich-Ungarn‹ der Akademien in Wien und in Budapest seit zwei Jahren als Doktorandenforum betreibt. Bei diesen jährlich stattfindenden ‚Workshops‘ werden im Entstehen befindliche Arbeiten aus der multilateralen Region ‚Zentraleuropa‘ – Ungarn, Slowakei, Slowenien, Kroatien – diskutiert. Und dabei stoßen oft genug unterschiedliche Wissenschaftstraditionen aufeinander: Auch die gängigen Theorien aus der eigenen Tradition, vielleicht auch Theorie-Moden, geraten in einen kritischen Dialog und verlieren ihren Absolutheitsanspruch. Sowohl Relativierung wie gegenseitige Bereicherung zeigen sich besonders deutlich am Verhältnis von ‚Literaturgeschichte‘ und ‚Kulturwissenschaften‘:

Die von ungarischen DissertantInnen beim heurigen ‚Workshop‘ in Budapest vorgestellten Arbeiten wirkten in Thematik und Methode auf den ersten Blick ‚positivistisch‘, vordergründig stark auf die Dokumentation von Daten und Fakten konzentriert. Diese auf genaues Sammeln konzentrierte Wissenschaftstradition hatte in Ländern, in denen eine von Fakten ebenso wie von gesellschaftlicher ‚Basis‘ abgelöste Staatsideologie dominierte, aber etwas Kritisches. Wohingegen die derzeit in England, in den USA und in deutschen und österreichischen Universitäten als gesellschaftskritisch angesehenen ‚Kulturwissenschaften‘ schnell in Ideologieverdacht geraten. Gerade der Workshopcharakter kann hier gegenseitige Vorurteile abbauen und zeigt, dass beide Traditionen miteinander kombiniert werden müssen.

Wenn etwa Fragen nach der „nationalen Identität in deutschsprachigen Pest-Ofener und Pressburger Zeitschriften von 1810–1847“ aufgeworfen werden (Rozália Bódyne-Márkus), so lässt sich dies nicht positivistisch allein lösen: Einerseits kann nur durch eine genaue Daten- wie Zitatsammlung ermittelt werden, dass etwa die ›Pressburger Zeitung‹ bis 1840 sehr staats-treu war, dann aber unter einem neuen Chefredakteur viel stärker in die aktuelle Politik eingriff. Als isolierte Information genügt dies aber noch nicht. Kulturwissenschaftliche Ansätze fragen hier nach Machtverschiebungen, und zwar nicht nur innerhalb Ungarns, sondern auch im Gefälle zur Zentralmacht in Wien: Welch reichhaltige Ergebnisse bei der Erforschung solcher Machtgefälle sich etwa mit der Sonde der „postcolonial studies“ erzielen lassen, zeigt eindrucksvoll der Tagungsband einer in Wien 2002 abgehaltenen Konferenz auf (Habsburg postcolonial. Gedächtnis – Erinnerung – Identität, hrsg. von Johannes Feichtinger, Ursula Prutsch, Moritz Csáky, Innsbruck 2003).

Auch kann die kulturwissenschaftliche Grundeinsicht, dass die ‚Kultur‘ nie etwas Einheitliches ist, aber dennoch meist erratisch oder nationalistisch konstruiert wird (so Helga Mitterbauer, Graz), scheinbar ‚unaktuelle‘ Themen sehr interessant machen und gleichzeitig eine eng nationalstaatliche Literaturgeschichtsschreibung überwinden. Ein Beispiel dafür war bei dieser Tagung die Studie ›Österreichische Autoren in den deutschsprachigen Lehr- und Lesebüchern von Gustav Heinrich‹ (Gábor Gúlyas). Mit seinem zwischen 1870 und 1877 dreibändigen ›Deutschen Lesebuch‹ wollte der Herausgeber Gustav Heinrich neue Identifikationsmöglichkeiten nach 1867 anbieten. Das setzt voraus, dass ‚Identitäten‘ verunsichert waren: welche, und in welchen Schichten? Diesen Fragen geht auch die vorgestellte Studie nach und greift dabei auf kulturwissenschaftliche Ansätze zurück.

Ein Fazit dieser Tagung: Auch in jenen Ländern Zentraleuropas, die auf eine stark ‚positivistisch‘ und zugleich nationalstaatlich geprägte Tradition der Literaturgeschichtsschreibung zurückgreifen, gerät die jüngere Forschergeneration an einen Punkt, wo sie den Austausch von Theorien und methodische Erweiterung sucht und damit die eigene Tradition von innen her aufbricht.

Richard Reichensperger (Wien)